

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

185 (11.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 11. August

des „Volksfreund“

Nummer 185 — 1915

## Hans Christian Andersen.

(Nachdr. verb.)

Du Dichter meiner Kindertäume,  
Wie gerne lausch ich dir noch heut!  
Geheimnisvoll huscht durch die Bäume  
Das Zwerggock, das die Sonne scheut.  
L. Lessen.

Wer denkt heute, in den Tagen des gewaltigsten Ringens, das die Welt je sah, an — Anderen. Hans Christian Andersen! Mancher wird spöttisch den Mund verziehen, und — lächeln. Und doch gedenkt heute an seinem Todestage ein kleiner Kreis seiner. Nur wenige sind es, die alle gleich ihm, ein Kinderberg in der Mannesbrust tragen; und die sich alle in diesen schweren Tagen voller Reue jener glücklichen Zeit erinnern, da sie die Mutter noch auf den Knien hatte, und ihnen die Geschichte vom „Teetopf“, vom „Fliedermütterchen“ und von den „Glücksalosen“ erzählt. Ja jene Tage — — Und wir können auch mit dem noch unbekanntem Dichter ausrufen:

Schöne Tage sind gewesen  
Goldig wie ein Morgenrot,  
Schöne Tage sind gewesen  
Und die Tage liegen tot! —

Was sagt uns das äufere Leben des Dichters? Es ist nicht viel. Daß er am 2. April 1805 zu Odense auf Fünen als der Sohn eines armen Schuhmachers geboren wurde? Und, daß er erst nach vielen Jahren harter Bedrängnis, durch seine Satire, „Die Fußreise nach Amal“, „Aufsehen“ erregte, wie es im dickleibigen Buche für Literaturgeschichte steht? Und, daß ihm endlich die legionenweisen Angriffe von Seiten der Kritiker nicht erwartet blieben, und ihn sehr verstimmt, und es daher das Beste war, was er tun konnte, daß er am 6. August 1875 starb.

Befassen wir uns jedoch näher mit seinem Seelenleben, das die wenigsten Menschen nur annähernd kennen, und wir werden sehen, da wie viel es bietet, besonders aus dem arbeitsamen Werke, da wir immer noch nicht, trotz der bittersten Not, allen Idealismus verloren haben in Gegensatz zu den „Oberen Zehntausend“.

Und was Andersen, dem Proletariat bietet, bei dem der kühnste Erzähler noch eher zu Hause ist, als die schüchternste Dichterin eines „Gadländers“, oder eines faden „Casanova“ zeigt folgende kleine Erzählung.

Bei dem Dichter war eines Tages das kleine Töchterchen eines benachbarten Freundes eingeladen. Es gab Suppe, und diese wollte ihr nicht munden, — wie eine Bekannte, die mit Anderen zusammenlebte, in einer alten Nummer von „Hallbergers Illustrated Magazine“ erzählt — eine „alte Mahrriibe“ darin sollte hart sein, und sie wurde gleich der Vorwurf einer kleinen Geschichte, die Marietchen hören sollte, wenn sie ihre Suppe „rein aussehe“. Wer konnte da widerstehen? Die Suppe, und selbst die „alte eckige Mahrriibe“ wurden „rein“ aufgeschüttet, und als Belohnung gab es beim Nachhina folgendes Mahrriiben-Märchen.

Da war einmal auf dem Lande ein schöner Garten, auf dem man allerlei Arten lieblicher Dinge finden konnte. In einer Ecke aber, ganz abgelegen unter Erde lebte eine ganz reizende Familie mit einer einzigen Tochter. Diese Familie hieß Mahrriibe; und Herr Mahrriibe und Frau Mahrriibe, und besonders Fräulein Mahrriibe, waren alle sehr anständig und taten ihre Pflicht wie sich gebührte. Besonders das Fräulein Mahrriibe war ein sehr hübsches und reizendes Geschöpf. Sie war gerade und schlank gewachsen, hatte eine schöne Farbe und die reizende grüne Halskrause in der ganzen Nachbarhaft. Es liebten alle das junge Fräulein Mahrriibe, umso mehr, da alle Nachbarn wußten, daß ihr Vater beabsichtigte, sie an einen reichen, häßlichen, alten aber reichen Kerl zu verheiraten. Können aber — so war ihr Name — liebte ihren Vater, ebenfalls wie sie eine hübsche und starke Gestalt. Können hat ihren Vater, er möge sie nicht an den alten Kerl verheiraten, aber alles war vergebens.

Endlich kam der große Tag herbei. Alle Gäste waren geladen, und Jedermann kam herbei. Die Braut war mit dem schönsten Brautstaat angetan und stand so neben dem alten häßlichen Bräutigam, der noch wichtiger und hartberziger ausah denn je. Gerade als die schöne Braut einen letzten verzweifelnden, herzerweichenden Blick auf den Vater, den sie liebte, geworfen und sich in ihr graufames Schicksal ergeben hatte, da plötzlich hörte man einen furchtbaren Knall von oben herab, und ohne irgend eine Zeit hatte sich umzuwenden, wie es eigentlich geschah, wurde der häßliche alte Bräutigam, bei seiner grünen Halskrause, mit der er sich ebenfalls geschmückt hatte, ergriffen und über ihre Säpfer emporgeschoben und nie mehr gesehen.

Alle waren darüber sehr erfreut und nun konnte Können den heiraten, den sie liebte. Und es war der gute alte Gärtner, der den häßlichen Bräutigam von der Seite der jungen Braut weggeschoben hatte und weil der alte so graufam war, hatte der Gärtner ihn hinweggenommen aus dem glücklichen Lande und ihn der Jungfer Können überliefert, die ihn in Stücke schnitt, ihn in der Suppe kochte und ihn auf den Tisch zum Mittagmahl brachte, weil er doch eben kein besseres Los verdient hatte!

Wie nun diese Geschichte auch klingen mag, sie birgt in der unheimlichen Hülle einen wertvollen,artigen und tiefen Kern. Späht sich die gleiche Geschichte nicht fast täglich bei uns ab, nur, daß kein Gärtner kommt, und den reichen alten Kerl wegnimmt, sondern daß das junge Menschenkind den hartberzigen Egoisten heiraten muß. Und so lange der Dichter so mit uns empfindet, lebt er unter uns, wenn es auch die meisten Menschen

nicht wissen. Er spricht aus dem Herzen zum Herzen, und was vom Herzen kommt, findet in einer guten Seele immer ein Echo! Kurt Dreifuß.

## Aus feldpostbriefen.

Was unsere Sanitätshunde leisten. Die Führer R... und R... einer Sanitätskompanie schreiben: „An diesem Abend rüdten wir um 7 Uhr aus zum Schlachtfeld, wo wir schon sehnsüchtig von unsern schwer danteberliegenden verwundeten Kameraden erwartet wurden. Wir erfuhren, daß der Feind 3-4 Kilometer weit zurückgeschlagen worden sei. Es war eine finstere, düstere Nacht, dichter Nebel, da war Wald und Feld, Bäume lagen auf den Straßen, in dem Walde lagen die Bäume kreuz und quer, und Feuer bekamen wir von den Seiten. Jetzt ging es los, um unsern armen Kameraden zu helfen. „Revieren! Sucht verwundet!“ war unser Kommando, und schon sausten die Hunde davon und wir schnell dahinter her, damit sie nicht zu lange hielten, denn wir waren nicht weit von den feindlichen Stellungen entfernt. Es querte nicht lange, als wir Gebell vernahmen. Wir schnell, so schnell wie möglich vorwärts in der Richtung, aus welcher das Gebell kam. Da kamen uns schon die Hunde entgegen. Wir schnell mit ihnen vor. Da lag einer stöhnend und jammernd, seine Augen waren auf den Hund und seinen Führer gerichtet, und rief: „Gib mir, lieber Kamerad! Gib mir doch bitte etwas zu trinken, denn ich habe furchtbaren Durst!“ Wir gaben dem Armen Kaffee aus der Feldflasche, den er gierig zu sich nahm. Sodann liefen wir davon und holten Träger, damit die Aufgehobenen schneller fortgeschafft würden.

War der erste fort, so hörte man schon wieder bellen, und so ging es weiter, bis wir viele, viele Verwundete gefunden und das Schlachtfeld abgedeckt hatten. Am Morgen des 7. November gingen wir dann mit unsern vierbeinigen Brüdern nach schwerer Arbeit und sehr müde zurück zu unserm Lager, wo wir dann gleich in tiefen Schlaf verfielen. Ja, Herr Polizeikommissar, man sagte, wir sollten uns die Verwundeten notieren, die wir gefunden haben, aber das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn dazu ist keine Zeit; hier heißt es arbeiten, und zwar so schnell wie möglich. Kufen, sprechen und Licht anzünden dürfen wir nicht, auch die Hunde dürfen keine Schelle tragen, andernfalls wird unter feindliches Feuer genommen werden. 14 Verwundete, die von unsern Hunden gefunden waren, wären niemals von den Sanitätshunden gefunden worden, und sie wären bestimmt ihrem Schicksal überlassen und hilflos liegen geblieben. Es macht sich keiner hier von ein Bild. Wir jowie unsere Hunde sind hier bei der Kompanie gut gefüttert. Die Engländer und Franzosen liegen da wie gest. Viele Franzosen und Engländer sind gefangen genommen worden.“

## Vermishtes.

Das Maschinengewehr. „Daily Mail“ schreibt in einem Leitartikel „Das todbringende Maschinengewehr“ unter anderem wie folgt:

Ein Maschinengewehr in sachkundigen Händen arbeitet mit tödlicher Sicherheit. Eine Untersuchung abgegebener Schiffe hat ergeben, daß ein Maschinengewehr mehr Treffer erzielt als 50 Scharfschützen. Da ein 1000 Mann starkes Bataillon selten mehr als 50 gute Schützen besitzt, so kann man wohl behaupten, daß ein Maschinengewehr 1000 Mann gleichkommt. Vor seinem Vordringen kann nichts bestehen. Und drei Leute genügen zu seiner Bedienung.

Die Preußen haben den Krieg von 1866 gegen die Oesterreicher durch ihr Blindadeltgewehr gewonnen, das für das österreichische Vorderladergewehr der damaligen Zeit ungefähr das bedeutete, was das heutige Maschinengewehr für das moderne englische Gewehr ist. Sie haben den Krieg von 1870 gegen die Franzosen durch ihre Hinterladerkanonen gewonnen, die für die französischen Vorderladerkanonen damals das bedeutete, was das Maschinengewehr jetzt für das englische Gewehr bedeutet. Sie hoffen, den gegenwärtigen Krieg durch ihre neuen Erfindungen zu gewinnen — durch ihre massenhaften Maschinengewehre, durch ihre starken Epistolgeschosse, ihre Kleinkalibrieren, ihre Schützengräben, ihre Stacheldrahtwerke, durch ihre Gasapparate. Wir müssen das Ausersehen aufbieten, damit sie das nicht erreichen.

Sie begannen den Krieg mit 50 000 Maschinengewehren, während wir — was den Deutschen bekannt war — nur eine ganz geringe Anzahl davon besaßen. Wo anfangs unsere Truppen mit den Deutschen zusammenstießen, befand sich nicht nur jeder englische Soldat zwei Deutschen gegenüber, sondern es kamen auch zwölf deutsche Maschinengewehre auf ein englisches Maschinengewehr. Ihre Überlegenheit ist noch mehr augenfällig. Wir haben versucht, die Maschinengewehr durch Menschenkraft zu bekämpfen. Wir versuchen es noch heute. Wir haben die Anzahl unserer Maschinengewehre erhöht. Die Deutschen ebenfalls. Jetzt geben sie noch weiter. Sie haben in wirksamster Weise an die Stelle der altmodischen Infanterie mit Gewehren mit Maschinengewehren ausgerüstete Leute. Sie halten ihre ausgedehnte Kampflinie mit einer ganz geringen Anzahl mit Maschinengewehren ausgerüstete Leute geföhrt durch Befestigungen und Drahtwerke. Ihre Infanterie kommt nur im Notfall ins Gefecht und ist nicht bedingt dem Feuer ausgesetzt. Ihre Maschinengewehre sind mit Stacheldraht verkleidet und können nur durch einen Treffer stark explosiver Beschosse außer Betrieb gesetzt werden. Wenn vier hundert Leute einfehen, werden sie zehn ein. Und trotzdem können sie auf einer Front, die uns nur laufend Schiffe pro Minute geföhrt, in Folge ihrer zahlreichen Maschinengewehre 2000, 3000 oder 4000 Schiffe abgeben.

Dann noch etwas anderes. Einzelstehende Maschinengewehre können, wie alle andern Maschinen, gelegentlich verlagern. Ein Heer, das Maschinengewehre verwendet, wird kaum finden, daß an der kritischen Stelle und im kritischen Moment nur ein Maschinengewehr versagt. Denn aber die Geschütze zu zweien oder vierten aufgestellt werden, wie dies die Deutschen tun, so wird, zum mindesten eins davon betriebsfähig bleiben, und sein Vordringen wird den Angriff zunächst machen, ehe er sich entwidert, wie das deutsche Hauptquartier zu sagen pflegt.

Die Sprache wiederzugeben. Eine ergreifende Szene hat sich in Waldsee (Oberschwaben) dieser Tage bei einer Gesangsprobe des dortigen „Liedertranges“ abgespielt. Die Gesangsprobe wurde geleitet von dem Kapellmeister Erich Ortzmann aus Wirmen, der als Einjährig-Freiwilliger in einem Infanterieregiment bei einem Sturmangriff im Wesen einen Heldenstod erlitt und dabei die Sprache verlor. Seitdem befiel sich Kapellmeister Ortzmann im Vereinslazarett Waldsee. Am

nächsten Sonntag sollte in dem Lazarett zunächst zugunsten des roten Kreuzes ein Konzert stattfinden und der Kapellmeister übernahm die Einübung einiger Chöre. Um sich verständlich zu machen, mußte er sich einer Schiefertafel bedienen. Es wurde das altniederländische Dankgebet eingeübt, dessen Schlusssatz: „Herr, mach uns frei!“ in mächtigem Fortissimo vorzusingen sollten. Die Sänger gingen dem Dirigenten nicht kraftvoll genug mit den Stimmen heraus; er schwang leidenschaftlich den Taktstock, um die Tonstärke der Stimmen zu steigern. In der Erregung, in der er durch Schwärmen des Taktstockes die Sängerschaft zu größerer Kraftentfaltung anspornen wollte, entzogen sich seiner Kehle einige unartikulierte Laute und plötzlich wurden Worte und kurze Sätze hörbar. Die Junge hatte sich nach dreimonatigem Stummsein gelöst, der Dirigent konnte wieder sprechen. Unbeschreiblicher Jubel erfüllte den Saal. Die Mutter und die Braut Ortzmanns, die in Waldsee auf Besuch weilten, brachen in Tränen aus und der Liedertranzportband gab in einer Ansprache unter den herzlichsten Glückwünschen der Freunde aller Anwesenden über die wunderbare Heilung beredten Ausdruck.

Der Heldentod des Drückebergers. Eines Tages bekamen mehrere hundert Familien des „dornschmisten“ Viertels von Paris eine Todesanzeige, die, schwarz gerandet, folgenden Text trug: „Sie werden gebeten, dem Leichenbegängnis des Herrn M... beizuwohnen, Korporal im... Infanterieregiment, 23 Jahre alt, der bei seinen Eltern an den Folgen einer schweren Verwundung starb, die er auf dem Felde der Ehre erlitten hatte. Zusammenkunft der Leidtragenden im Sberbchaufe Avenue Marceau 10 Uhr vormittags.“

Allgemein bedauerte man den jungen Mann, den Sohn eines der reichsten und angesehensten Persönlichkeiten aus dem Stotloquartier, dessen Leben so früh dem furchtbaren Kriege zum Opfer gefallen war. Ganz in schwarz, den umfaltenen Händer auf dem Kopfe, fanden sich die Freunde der schwergeprüften Familie zur festgesetzten Stunde im Trauerzuge ein. Ihr Schreck war nicht gering: Lieber die Treppe des „Hotels“ kam, strahlend in seiner Uniform, die Zigaretten zwischen den Lippen, der Verstorbene, bereit, in das unten haltende Auto zu steigen... Man war ungemein überrascht, den Totenglaubten so unerwartet gesund und rotwangig wiederzusehen. Aber der junge Mann verlor etwas von seiner frischen Farbe, als man ihm von den Todesanzeigen und von seiner tödlichen Verwundung auf dem „Felde der Ehre“ erzählte. Er wurde blaßer und blaßer; daß auch die andern den Streich durchschauten, den irgendein „Patriot“ ihm gespielt. Er war eben auch einer von den „Embussqués“, den Drückebergern, die durch irgendeine hohe Protektion um den Frontdienst herumzukommen versuchten und ihr kostbares Leben auf dem Drehsessel irgendeiner Pariser Kanjake sicherstellten, dafür aber die schmutzige Uniform auf allen Boulevards spazieren ließen...

Schießwerkzeuge in Kinderhänden. Viele Eltern glauben, jetzt während des Krieges etwas besonders Gutes und Nützliches zu tun, wenn sie ihren Kindern möglichst brauchbare Schießgewehre, sogenannte Vogelkinten, Luftbüchsen und dergleichen geben, damit sie sich im Schießen üben können. Leider hat dieses Beginnen aber auch eine sehr schlimme Seite; denn es kann sehr viel Unheil angerichtet werden. Mit Vorliebe wird ein bewegliches Ziel, meistens Vogel, gewählt. Viele dieser nützlichen Tiere werden so vernichtet und ihre Jungen müssen elend im Neste verhungern, wenn die Eltern nicht wiederkehren. Durch solches gefehlich strafbare Treiben werden die Kinder unheimlich. Aber es können auch durch fehlgehende, weiterfliegende oder zurückprallende Kugeln Menschen verletzt oder getötet werden. Besonders leicht ist das an den Stellen der Fall, wo Wuchsmess der freien Ausblick hindert. Es sei deshalb daran erinnert, daß solche Übertretungen nicht allein nach dem Reichswehrgesetz bestraft werden, sondern auch auf Grund des Reichsstrafgesetzbuches. Dieses setzt eine Strafe bis zu 150 Mk. oder Haft gegen diejenigen fest, die ohne polizeiliche Erlaubnis an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten mit Feuerwaffen oder andern Schießwerkzeugen schießen. Der gleichen Strafe verfällt, wer es unternimmt, Kinder oder andere unter seiner Gewalt stehende Personen, welche seiner Aufsicht untergeben sind und zu seiner Hausgenossenschaft gehören, von der Vergebung solcher strafbaren Handlungen abzuhalten. Wird ein Mensch oder fremdes Eigentum beschädigt, so kommt zu der Strafe noch die Schadenersatzpflicht. Es ist eine vielfach verbreitete irrige Meinung, daß nur das Schießen mit Feuerwaffen unterliegt, dagegen mittels Luftbüchsen, Gummischleuder usw. gestattet sei. Alle diese Gegenstände sind Schießwerkzeuge im Sinne des Gesetzes und ihre Benutzung ist verboten. C. Kr.

## Heiteres.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Humanität“ vom 3. August folgende Unterhaltung: Du verstehst nichts davon, alter Freund, weil du keine Zeitung liest. Aber ich lese sie und weiß es. Als die Russen Lemberg und Krzemhul erobert hatten, war das ein sehr wichtiges Ereignis. — Es war, wie General Chersif (der Militärkritiker des „Echo de Paris“) sagte, der Schlüssel der Situation. Aber als die Oesterreicher nach Lemberg zurückkamen, da hat man sie schon hineingelockt. Lemberg blieb nicht mehr Lemberg, sondern Lwoff. Mit einem Schlage war alles anders und von Schlüssel der Situation keine Spur mehr! Weil es jetzt anders hieß, in Scharf! Das ist wie mit Warschau, das vielleicht geräumt wird. Du Dummkopf glaubst, daß das etwas zu bedeuten hat. Ja, alter Freund, wenn du Zeitungen lesen würdest, dann wüßtest du, daß es gar nichts heißt. Du findest es dann vielleicht komisch, daß man sich so lange am Weichsel, Bug und Wierza herumgeschlagen hat, wenn es nicht der Mäherwert war. Wie dumm. Du ahnst also nicht, wie man die Deutschen wieder reingelegt hat? Man sagte ihnen: Warschau ist hier, Warschau ist da, und Warschau ist die Hauptstadt von Polen und hat fast 900 000 Einwohner! Die werden schön dumme Gesichter machen, wenn sie schließlich beim sind. — ... Ja, ja! Du sagst ja, aber trotzdem verstehst du es nicht! Warum, weil ich dir sagen, du liest eben keine Zeitungen.

Liebe Jugend! Der zehnjährige Adolf geht boden. „Gib du auch keine Badesofe?“ ruft ihm die Mutter nach. „Wesh auch nicht zu lange fort!“ Nach drei oder vier Stunden kommt er wieder heim, aber mit trockener Badesofe. Die ältere Schwester fragt ihn: „Ja, hast du denn nicht gebadet? Deine Badesofe ist ja noch trocken.“ Darauf erwidert er: „Oh, ich habe sie ja gar nicht gebraucht; das Wasser war so niedrig“ und bezeichnet mit der Hand etwa die Kriegesgegend.